

Joshi Nichell

VOLLES
GLÜCK
VORANS

Per Anhalter nach Feuerland.
Meine Reise ins Vertrauen.

Joshi – wer ist das eigentlich?	07
MEIN PLANLOSER PLAN	09
Unterwegs ins Abenteuer	15
Rasanter Ritt ans Meer	16
Leinen los	19
Gar nicht so einfach, ein Boot zu finden	33
Gipfelglück zwischen den Häfen	56
Ein Weihnachtsengel auf Teneriffa	64
Das wird was, ich weiß es!	73
Abschied, Umzug, Neubeginn	82
SCHAUKELND ÜBER DEN ATLANTIK	85
Die Entdeckung der veganen Bratwurst	86
Karibik – das grüne Paradies?	105
Ab jetzt alleine	108
Das geschenkte Haus	119
Zwei Verrückte am Flughafen	133
Schneller als gedacht	138
Mit einem grummeligen Franzosen auf hoher See	142

GESTRANDET IN EINER NEUEN WELT	161
Kolumbien – Land der Extreme	163
Ecuador – wild, rau, herzlich	189
Peru – Ein Stempel mehr	227
Bolivien – vom Nachtleben und einer salzigen Wüste	272
Chile – am Ziel angekommen?	289
Der wilde Süden Südamerikas – Feuerland und Patagonien	305
WENN ES ZEIT IST, NACH HAUSE ZU KOMMEN	326
MUCHÍSIMAS GRACIAS!	332
MEINE 5 GANZ PERSÖNLICHEN GLÜCKSFORMELN	333
NACHKLANG	335

INHALT



MAN MUSS DIE SEGEL
IN DEN UNENDLICHEN WIND STELLEN,
DANN ERST WERDEN WIR SPÜREN,
WELCHER FAHRT WIR FÄHIG SIND.

Alfred Delp

Joshi

WER IST DAS EIGENTLICH?

Joshi will nach Südamerika, per Anhalter über den Atlantik segeln. Bitte was?

„Das ist unmöglich!“, „Das schafft der niemals!“, waren die ersten Reaktionen. Ich dachte mir nur: „Okay, das ist stark!“

Als sein Bruder weiß ich: Joshi macht sein Ding. Das war schon immer so. In der von klaren Strukturen eingerahmten Schule hat er neue, für ihn passende Wege gefunden. So baumelte er mit der Hängematte auf dem Pausenhof oder kochte sich sein eigenes Mittagessen auf dem Spirituskocher, statt mit der Masse in der Mensa abgefertigt zu werden.

Für mich ist er der Individualspezialist höchstpersönlich. Das zeigte sich auch 2014, als wir zum ersten Mal zu zweit für eine längere Zeit, entgegen mancher Empfehlung, in die „große Wildnis“ Norditaliens aufbrachen. Wir wollten ausbrechen und tief eintauchen in das Unbekannte. Diese Woche faszinierender Wildnis und Selbstorganisation hat uns auf einer besonderen brüderlichen Ebene zusammengeschweißt. Das gegenseitige Vertrauen stand im Mittelpunkt. Wenn einer sagte, es ginge hier für ihn nicht mehr weiter, dann war klar – und da wurde nicht diskutiert –, das gilt für uns beide. Denn wir waren als „Wir“ und nicht als zwei Einzelpersonen unterwegs.

Und genau da liegt der Grundstein für die Möglichkeit, als Brüder fünf Monate, Tag und Nacht miteinander zu reisen. Wir geben uns gegenseitig Kraft. Wir hören uns zu, wollen den anderen verstehen und gemeinsam die Faszination dieser Welt erleben und von ihr lernen. Unsere Stärken und Schwächen sind Ergänzung statt Konkurrenz. Die Grenzen des anderen akzeptieren wir und sind dennoch bereit, gemeinsam unsere Komfortzone zu erweitern.

Und das geschah auf unserer Reise ständig. Wir sind miteinander und aneinander gewachsen. Es würde eine Bildungsreise werden, in vielfachem Sinn, das war von Anfang an klar. Wir wollten lernen fürs Leben, lernen, uns außerhalb der klassischen Box, des bekannten Denkmusters, zu bewegen, wollten Irritation auslösen und irritiert werden.

Es wurde eine Reise des Neuartigen, der Überraschungen, des Vertrauens und der Hoffnung, der Liebe und Emotionen.

Für diese fünf super intensiven, lehrreichen und verbindenden Monate, die wir gemeinsam durch sechs Länder Südamerikas getrampt und gewandert sind, bin ich Joshi und all den vielen Menschen mit offenen Türen unendlich dankbar.

Was Vertrauen noch alles bedeutet, konnte ich anschließend auf meiner dreimonatigen Heimreise durch die Karibik und über den Atlantik erfahren – und ich bekam eine leise Ahnung davon, was Joshi wohl auf dem Hinweg erlebt haben muss.

Benni

Mein planloser Plan

EINE WIRKLICH GUTE IDEE ERKENNT MAN DARAN, DASS IHRE VERWIRKLICHUNG VON VORNEHEREIN AUSGESCHLOSSEN IST.

Albert Einstein

2015. Es ist April. Der Frühling explodiert gerade regelrecht und ich bin mit Philipp, einem sehr guten Freund, im Wald unterwegs. Wir wollen ein Survival-Wochenende machen, sprich, einfach mal ohne Essen in den Wald gehen und schauen, was wir an Essbarem finden können. Das sieht dann folgendermaßen aus: Wir schlafen zu zweit unter einem Regenponcho, laufen nach Kompass und Karte durch den Wald, suchen Wasser und haben drei Tage lang nur eins im Sinn: Essen.

Und so ernähren wir uns an jenem April-Wochenende von Buchenblättersalat, bis wir ihn nicht mehr sehen können. Ja, richtig, wir essen die Blätter vom Baum. Liebe Förster, verzeiht uns bitte diesen kleinen „Wildverbiss“. So ist das eben mit dem „Survival“.

Sonntags gelangen wir wieder an die Bundesstraße im Mittelrheintal, doch der Fußweg scheint unerreichbar zu sein. Wir müssten nämlich noch über tiefergelegte, eingezäunte Bahngleise kraxeln, um den Weg zu erreichen. Das ist uns jedoch zu umständlich. Deshalb schlage ich Philipp vor: „Lass uns doch einfach mal ausprobieren zu trampeln! Vielleicht hält ja jemand an.“ Also strecken wir kurzerhand unsere Daumen raus und warten. Das erste Auto rauscht vorbei. Das zweite Auto auch. Und dann legt das dritte Auto plötzlich gekonnt eine Vollbremsung hin. Philipp schaut mich mit begeistertem Blick an. Ich schnappe mir den Rucksack. „Der kann nur für uns sein! Auf geht’s!“ rufe ich Philipp euphorisch zu. Wir steigen ein und freuen uns. „Wow! Das ging aber schnell!“ stelle ich fest und Philipp nickt. „Ich bin bei den Pfadfindern und bin früher selbst viel getrampt. Ich heiße übrigens Christian“, stellt sich unser Fahrer vor. „Was heißt denn viel getrampt?“, frage ich neugierig zurück. „Naja, zum Beispiel bin ich mal nach Dubai ge-

tramp.“ Krass! Das ist aber weit. „Wie lange warst denn bis dahin unterwegs?“ Mich packt die Neugier. Ich will mehr wissen. Was genau ist das, dieses Trampen? Bis wohin kann man per Anhalter reisen? Wie genau geht das? Und klappt das immer geldfrei? Ich bin fasziniert.

Auf unserer gemeinsamen gerade mal 30 Kilometer langen Autofahrt erzählt Christian uns die eine oder andere Reiseaneddote aus dem Nahen Osten. So habe ihn zum Beispiel an einer Bushaltestelle mitten in der Nacht ein Scheich mitgenommen und ihm dann seine private Insel gezeigt. Dort sei er echten Einhörnern begegnet, erzählt er. „Das glaubt mir niemand!“, lacht Christian laut auf. Auch Philipp und ich schauen uns für einen Moment ungläubig an. Aber, wer weiß?! Und mir wird eins bewusst: Die Welt steckt voller wunderbarer Rätsel. Kurz darauf wirft er uns in meiner Heimatstadt raus. „Danke dir! Gute Fahrt noch!“ Und schon sind wir wieder von unserem kleinen Abenteuerwochenende zurück in Mainz.

Zu dieser Zeit bin ich 17 Jahre alt und besuche die 11. Klasse. Im darauffolgenden Jahr will ich mein Abitur machen und dann bin ich praktisch frei. Ja, frei. Ungebunden. Kann machen, was ich will. Die ganze Welt steht mir offen. Und in meinem Kopf provoziert das genau eine große Frage: Was möchte ich eigentlich nach dem Abitur machen?

Mit jedem Monat, den das Abitur näher rückt, beschäftigt mich diese Frage mehr. Ich fange an, die Ideen in meinem Kopf zusammenzubasteln: Lacht mich nicht schon seit Jahren jenes fremde und ferne Südamerika an, das die Anden, tropischen Regenwald und herzliche Menschen beherbergen soll? Bin ich nicht jedes Mal beim Herumblättern im Atlas an einer Südamerika-Karte hängen geblieben? Hatte ich nicht genau deswegen als dritte Fremdsprache Spanisch statt Französisch gewählt? Ja, doch, so war es und so ist es: Ich will nach Südamerika! Aber ich möchte nicht ein Jahr an einem Ort verbringen. Stattdessen will ich diesen Kontinent selbstständig, frei und unabhängig kennenlernen. Mich von A nach B bewegen können, wann immer ich will. Ja, ich will Südamerika auf eigene Faust entdecken! Doch wie genau soll ich das anstellen? Und wie lange will ich überhaupt unterwegs sein?

Seitdem ich 16 Jahre alt bin, mache ich immer wieder Trekkingtouren in abgelegene Alpentäler. Auch dort bin ich stets mit einem Rucksack, bepackt mit allem Überlebensnotwendigen, unterwegs. Darum muss ich nicht lange

überlegen. Das ist es! Ich werde mit einem Rucksack losziehen. Und mit meinem warmen Schlafsack kann ich ja auch praktisch überall nächtigen. Auf meiner Kursfahrt ans Veluwemeer treffe ich dann noch einen Mann, der mir workaway.info empfiehlt. Über diese und ähnliche Plattformen kann man auf der ganzen Welt für Kost und Logis arbeiten. Man verdient zwar kein Geld, aber man hat ja auch keine großen Ausgaben und vor allem einen Ort, an dem man mal durchatmen kann. Ankommen. Eine Pause machen vom ständigen Reisen. Klingt in meinen Ohren einfach perfekt.

Soweit die Gedanken. Doch wie komme ich nach Südamerika? Denn geflogen bin ich noch nie und ehrlich gesagt möchte ich es auch dieses Mal nicht tun. Warum sollte ich in wenigen Stunden auf die andere Seite des Planeten fliegen, nur um diesen zu entdecken? Was ist mit dem Weg dorthin? Und außerdem: Habe ich es eilig? Nein, das ginge mir viel zu schnell, schießt es mir durch den Kopf. Ich will die Distanz spüren. Langsam ankommen. Hinzu kommt, dass ich in Mainz aufgewachsen bin, wo tagtäglich die Flugzeuge drüber donnern. Außerdem ist die Ökobilanz eines Flugzeuges wirklich alles andere als lobenswert und ich möchte meinen ökologischen Fußabdruck so gering wie möglich halten! Nur, wenn ich nicht fliegen will, wie komme ich dann über den großen Teich? Mir kommt das Tramperlebnis aus dem April wieder in den Sinn. Wenn ich doch nur dorthin trampen könnte! Doch einen Landweg gibt es nicht. Autos werden mich wohl kaum dorthin bringen. Da ist einfach nur das Meer. Oder eben: die Luft. Der Luftweg ist aber ja schon ausgeschlossen. Also google ich „Per Anhalter über den Atlantik“. Scheint ja doch möglich zu sein, freue ich mich, als Google mir die Suchergebnisse ausspuckt.

Ich lese von einem Mann, der selbst mal in die Karibik per Anhalter gesegelt ist. In die Karibik? In meinem Kopf rattert's. Das ist ja fast schon Südamerika! Und der gute Mann beschreibt sogar, wie es gehen soll: Man trampet einfach mit Segelbooten. Mit kleinen privaten Booten, so, als wären es schwimmende Autos. Und so kommt man dann von Insel zu Insel. Und wohl letztendlich auch über den gesamten großen Teich. Na also! Wenn er es in die Karibik schafft, dann schaff ich es auch nach Südamerika! Und damit ist die Idee geboren: Ich werde per Anhalter mit Segelbooten nach Südamerika reisen, Südamerika entdecken und weil es zu schön wäre auch noch gleich bis nach Feuerland trampen. Also bis an die Südspitze Südamerikas. Per Anhalter nach Feuerland.

Eigentlich easy, oder? Ich bin begeistert, recherchiere weiter, sammle Informationen. Und noch am selben Tag fange ich an, eine Packliste zu machen. Was muss eigentlich alles mit in den Rucksack? Für welche Eventualitäten sollte ich gewappnet sein? Was erwartet mich? Schnell stelle ich fest: Das ist wirklich schwer zu planen. Ehrlich gesagt, ich weiß es ganz und gar nicht. Malaria? Giftige Tiere? Würgeschlangen? Schnee und Eis? Wochen auf dem Meer? Seekrankheit ohne Ende? Hitze und Kälte zugleich? Mit welchen Extremen muss ich rechnen? Ich schaue mir Karten und Klimadiagramme der Regionen an, in die ich reisen möchte und merke: Ja, mich werden Kälte und Hitze erwarten, Berge und Meer, Wüste und Regenwald. Die volle Portion der Extreme. Na toll! Also einfach mal für alles gewappnet sein, denke ich und frage mich, wie das möglich sein soll. Und vor allem, wie all das in meinen Rucksack passen soll.

Auf einer Geburtstagsfeier im Februar 2016 bekomme ich schon mal einen Vorgeschmack auf die Reise und darauf, wie wichtig es ist, mit Leuten ins Gespräch zu kommen, ihnen zuzuhören und auch von sich selbst zu erzählen. Denn so lerne ich Anna kennen. Sie will nach Costa Rica. „Willst du nicht einfach mit mir kommen? Ich will nämlich auch in diese Richtung. Aber ich werde trampen, mit Segelbooten über den Atlantik.“ Die zuerst ungläubig dreinblickenden Augen wirken schnell begeistert. Überrascht. Neugierig. „Ja, ich hätte voll Lust!“ Anna ist dabei. Perfekt! Ich freue mich. Bald legen wir den 4. Oktober 2016 als Startdatum fest. Dann wird gepackt. Monatelang. Nach und nach optimiere ich meine Packliste. Dann noch eine Impfung gegen Hepatitis A und eine gegen Gelbfieber, denn diese ist in manchen Gebieten obligatorisch, und dann geht es in ganz großen Schritten auf den 4. Oktober zu.

Wenn ich Freunden und Bekannten von meinem Plan erzähle, ernte ich nur zweifelnde Blicke. „Aber was ist, wenn du gar kein Boot findest? Was machst du dann?“, „Was ist dein Plan B?“, „Und wie findet man denn bitte so ein Boot?“, „Wie lange willst du überhaupt unterwegs sein?“, „Und was ist, wenn du ausgeraubt wirst?“, „Hast du überhaupt genügend Geld?“, „Was machst du, wenn du dich plötzlich mit Anna nicht mehr verträgst?“, „Was passiert, wenn du krank wirst?“, „Ist Südamerika nicht mega gefährlich?“ Fragen über Fragen, auf die ich keine Antworten habe. „Keine Ahnung“, sage ich dann. „Du bist doch naiv!“ Mir wird der Spiegel vorgehalten. Und meine

Freundin sagt zu mir: „Du bist doch verrückt! Du hast einen planlosen Plan!“ Ja, das ist es! Danke! Endlich verstehe ich. Ich kann gar nicht planen, ich kann nur träumen. Warum soll ich mir auch ewig den Kopf über Dinge zerbrechen, die noch – sowohl geografisch als auch zeitlich – so fern liegen?

Von nun an träume ich, anstatt zu planen. Auf die Frage meiner Mama, wie lange ich denn unterwegs sein will, antworte ich ganz lapidar: „Zehn Monate. Dann komme ich wieder. Einfach mal nach Feuerland und wieder zurück.“ Warum genau zehn Monate? Keine Ahnung. Aber es fühlt sich gut an, einen Zeitrahmen abgesteckt zu haben, auch wenn ich wirklich keine Ahnung habe, was zehn Monate Reisen bedeutet.

Früh fange ich an, meinen Eltern deutlich zu machen, dass mein bisher größter Lebenstraum vor der Tür steht. Und vor allem, dass ich das ganz dringende Bedürfnis verspüre, diesen Traum zu leben, ihn am Kragen zu packen, nicht länger warten zu lassen. Meine Eltern haben Verständnis. Ich erfahre Rückenstärkung. Statt Sorgen geben sie mir Mut mit auf den Weg. Sie geben mir ihren Segen und lassen mich in ihrem Vertrauen ziehen. Eine wundervolle Gewissheit.

Im Juli dann halte ich das Abiturzeugnis in den Händen. In meinem Bauch kribbelt's. Jetzt wird es langsam ernst. Der Countdown läuft. Bald wird diese naive Idee greifbar werden. Und mit einem Mal scheinen sich die Zeiger der Uhr schneller zu drehen. Noch einmal optimiere ich die Packliste, überlege, was kann ich vielleicht doch noch dalassen? Habe ich noch etwas vergessen? Wie sieht es mit meinen finanziellen Mitteln aus? Ich meine, für Transport und Unterkunft dürfte ich ja kein Geld brauchen. Ich werde trampen und auf der Straße oder in der Natur schlafen. Je nachdem, wo ich halt am Abend ankommen werde. Nur eben nicht in Hostels, Hotels oder Herbergen. Aber für etwas Essen müsste ich ja schon Geld mitnehmen. Ich blicke auf meinen Kontostand: Etwa 700 Euro für zehn Monate. Das muss reichen. Mehr habe ich halt nicht. Eine Freundin, die auch nach Mittelamerika will, guckt mich etwas irritiert an. „700 Euro? Also ich würde mal mindestens 2000, eher 3000 Euro für ein Jahr rechnen.“ Ich lache. Mir ist das Geld irgendwie nicht wichtig. Ich spüre, dass ich einen anderen Weg finden werde. Einen weniger materiellen. Es wird sich schon ein Weg zeigen, der mich zu meinem Traum führt. Mir geht es nicht darum, luxuriös oder besonders komfortabel zu le-

ben und zu reisen. Nein, wirklich nicht. Ich schließe sogar ganz bewusst die Tür des Komforts, um zu schauen, welche neuen Türen sich öffnen werden.

Freitags feiere ich dann noch eine Abschiedsparty, sage meinen Freunden Auf Wiedersehen, dienstags soll es losgehen. Endgültig. Mit oder ohne Boot. Ich habe in den vergangenen Wochen über das deutschsprachige Forum „Hand gegen Koje“ bereits Ausschau nach einem Segelboot Richtung Südamerika gehalten und tatsächlich einen Kapitän gefunden, der auf die Kanarischen Inseln segeln würde. Dort befindet sich so etwas ähnliches wie ein Drehkreuz, ein Knotenpunkt. Wer auf die andere Seite des großen Teiches will, macht hier noch mal Halt. Es ist also ein strategisch guter Ort, um ein Boot für die Weiterreise zu finden.

Es ist Samstag. Nur noch drei Tage bis zur Abfahrt. Plötzlich klingelt das Telefon. „Moin! Bernhard hier.“ Bernhard? Ich versuche, ihn gedanklich zuzuordnen. Wer war das noch gleich? „Ich nehme euch mit!“ Ach was! Jetzt machts Klick. Klar, Bernhard, der österreichische Kapitän, der Richtung Kanaren unterwegs ist. „Hi Bernhard! Was hast du gerade gesagt?“ Ich bin mir nicht sicher, ob ich ihn gerade richtig verstanden habe. „Ich habe mich für euch entschieden. Für Anna und dich“, wiederholt der 55-Jährige. „Waaas?! Das ist ja unglaublich! Vielen, vielen lieben Dank!“ Ich raste vor Freude aus. „Das ist ja Wahnsinn! Großartig! Danke!“ Sobald ich aufgelegt habe, renne ich im gesamten Haus hoch und runter, bis es wirklich jeder kapiert hat: Anna und ich haben ein Boot! Und das, noch bevor die Reise überhaupt begonnen hat. Anfängerglück? Wir freuen uns auf jeden Fall riesig! Am 7. Oktober wollen wir uns bei Calpe/Alicante im Hafen treffen. So haben wir also drei Tage Zeit, um von Mainz nach Spanien zu trampen. Etwa 1300 Kilometer. Sollte passen!

Unterwegs ins Abenteuer

**ES WAR KEINE FREMDE, SONDERN EINE NEUE WELT.
SCHLIEßLICH WAR ES GENAU DAS, WAS ER IMMER GEWOLLT
HATTE: NEUE WELTEN KENNENLERNEN.**

Paulo Coelho

Es ist noch dunkel, als Mama, Papa, meine Schwester und mein kleiner Bruder gemeinsam mit mir das Haus verlassen. Es ist der 4. Oktober 2016. Wir fahren zu Anna. Gleich geht die Reise los, ich bin angespannt. Dann machen wir ein letztes Familienfoto, drücken uns noch mal ganz fest und Papa zeichnet mir wie gewohnt ein Kreuz auf die Stirn. „Gott segne und beschütze dich.“

Annas Vater fährt uns noch auf den Rasthof bei Grünstadt, dann sind wir auf uns allein gestellt. Nun liegt es ganz in unserer Hand, wo uns die Reise hinführt.



Rasanter Ritt ans Meer

**VERGISS NIE, DASS ALLES EIN GANZES IST.
VERGISS DIE SPRACHE DER ZEICHEN NICHT.
UND VOR ALLEM VERGISS NICHT,
DEINEN PERSÖNLICHEN LEBENSWEG ZU GEHEN.**

Paulo Coelho

Von Zuhause habe ich eine Pappe und Eddings mitgebracht. Bereits im ersten Auto, sprich, bei Annas Vater, lasse ich die noch leere Pappe zu einem wegweisenden Schild werden. Es wird mich zukünftig immer wieder an meinen großen Traum erinnern. „-> SPAIN -> CHILE“ male ich in großen Buchstaben darauf. Und damit ist mein Ziel klar: Nach Chile soll es gehen. Falls du dich jetzt fragst: „Hä? Wollte der nicht nach Feuerland?“, kann ich Folgendes antworten: „Stimmt, und tatsächlich gehört ein Teil Feuerlands zu Chile.“ Hinzu kommt, dass Chile so einen wunderbar kurzen Namen hat, der natürlich viel besser auf die Pappe passt als Feuerland. Und außerdem zieht mich Chile irgendwie so unbeschreiblich an. Strahlt so eine ganz eigene, starke Magie auf mich aus. Warum? Das weiß ich auch nicht. Ich habe herzlich wenig Ahnung von diesem Land, doch ja, es zieht mich nahezu magnetisch an. Glücklicherweise habe ich zu einer besonders robusten Pappe gegriffen. Ein Umstand, der sich später noch auszahlen wird.

Hoch motiviert und voller Reiselust trampeln Anna und ich an jenem Dienstag über die französische Grenze gen Süden. Mit dabei meine 30 Kilo schwere Ausrüstung, die sich auf eine acht Kilo schwere Reisetasche und einen 78-Liter-Trekkingrucksack verteilen. Ich wiege zwar selbst nur etwa 57 Kilo, aber was solls. Wo ein Wille, da ein Weg!

10 Monate – 1 Vision, lautet mein erster Tagebucheintrag. Von nun an habe ich nur noch Chile im Kopf und es kann mir gar nicht schnell genug gehen. Ich will einfach dort ankommen. Doch eins ist



gesetzt: Ich reise ausschließlich per Anhalter! Und dementsprechend geben wir halt beim Trampen Gas. Ja, das funktioniert. Man kann schnell oder langsam trampen. Etwas südlich von Dijon sprechen wir einen Mann mit Kölner Autokennzeichen an. „Fährst du gen Süden?“, fragt Anna. „Was heißt denn ‚gen Süden‘?“, erwidert der Kölner. „Naja, wir wollen nach Spanien“, lächelt Anna. „Hmmm ... Joa, also gut. Ausnahmsweise.“ So richtig begeistert wirkt er zwar nicht, aber dafür nimmt er uns doch ganz schön weit mit. Mal eben sechs Stunden lang. Das sind über 600 Kilometer. Dankeschön!

Es ist 20 Uhr, als uns nur noch 1,5 Stunden Autofahrt bis zur spanischen Grenze fehlen. Wir stehen auf einer Raststätte. Ein Schweizer Pärchen hat uns bis hierher mitgenommen. Das Pärchen schläft in ihrem Kleinbus, Anna und ich in der Hängematte am Rand der Raststätte. Sie wollen uns morgen mit nach Spanien nehmen. Großartig! Aber nur, wenn wir nicht verschlafen. Denn um 4.15 Uhr geht es schon wieder weiter. Und noch mal gute 600 Kilometer gen Süden. Nach noch nicht einmal 24 Stunden Trampen sind Anna und ich bereits in Spanien. Rasant, würde ich sagen. Eigentlich zu rasant. Wir haben ja drei Tage Zeit für diese Strecke.

Wieder stehen wir auf einer Raststätte. „Lass uns mal schauen, ob wir hier nicht einfach bleiben können“, sage ich hoffnungsvoll zu Anna. „Also Strom gibt’s hier“, stellt sie freudig fest, „und WLAN scheinbar auch!“ Diese Argumente reichen uns. Zwischen Autobahn und Autobahnauffahrt, an der Spitze der Raststätte, spannen wir inmitten von Palmen unsere Hängematten auf. Das hat ja fast schon Karibikcharakter. Nur den Straßenlärm sollte man ausblenden. Wir bleiben zwei Nächte an diesem „idyllischen“ Ort.

Dann trampen wir am 7. Oktober noch das letzte Stück nach Benidorm/ Calpe, wo wir unseren ersten Kapitän treffen werden. Nämlich Bernhard, geborener Österreicher und selbsternannter „Crazy Captain“. Na, das kann ja lustig werden. „Bist du auch ein bisschen aufgeregt?“, fragt mich Anna, als wir zum Boot laufen. „Oh ja!



Schon! Mal schauen, was uns erwartet.“ Dann erblicken wir „unser“ Boot. Zumindest für die kommenden fünf Wochen wird es unser zukünftiges Gefährt und Zuhause sein. Es ist zehn Meter lang, heißt „Safira“ und ist ein Stahlboot. Robust und etwas rostig. Neben Bernhard ist auch Stefan mit an Bord. Er ist ein Freund von Bernhards Sohn und wandert eigentlich zurzeit quer durch Europa. Zu Fuß. Jetzt macht er halt mal eine kleine Pause und begleitet Bernhard für ein paar Wochen. Bernhard ist in der Türkei gestartet und segelt nun durchs gesamte Mittelmeer Richtung Kanaren. Und genau da wollen wir auch hin!

An Bord werden wir täglich einen kleinen Betrag in eine sogenannte Bordkasse einzahlen, da durch die vielen Häfen und das Essen ja doch einige Kosten entstehen. Ansonsten habe ich mir vorgenommen, Bernhard am Ende noch ein kleines Filmchen über die gemeinsame Segelreise zusammenzuschneiden, und das wir helfen werden, wo immer wir können, versteht sich praktisch von selbst. Es heißt ja nicht umsonst: „Hand gegen Koje“.

Es ist der erste Abend an Bord, als ich folgende Zeilen in meinem Tagebuch notiere. Durchatme. Alles sacken lasse.

*Irgendwann abends.
So schön. So atmosphärisch. So besonders. So eigen.
Schwingungen.
Wellen.
Wellen der Freude,
der Freunde,
des Bootes – unserem Treffpunkt – unserem Wohnzimmer.
So schön.
Leise Musik im Hintergrund.
Das Plätschern, vielmehr ein Rauschen des Meeres im Stereosound.
Egal, wohin ich höre.*

Ich bin wahrlich von Freude erfüllt! Nachts wache ich um 4 Uhr auf und notiere abermals: *so schön.*

DIE VERGANGENHEIT IST GESCHICHTE, DIE GEGENWART GESCHENK UND DIE ZUKUNFT ÜBERRASCHUNG.

Unbekannt

Am 9. Oktober geht es dann endlich so richtig los. Ehrlich gesagt bin ich bisher noch nie wirklich gesegelt, zumindest nicht auf hoher See. Zwar habe ich mal innerhalb einer Woche einen kleinen Katamaran-Segelschein gemacht, um über das brusttiefe Meer in den Niederlanden zu sausen, aber das hier ist doch eine ganz andere Nummer. Und auch sonst bin ich eher der, der auf Berggipfel steigt und die Wälder liebt, als am Meer zu verweilen. Klingt das nicht fast schon etwas zu ironisch, dass ich nun die Segelboote als Mittel und das Meer als Weg gewählt habe? Tja, eine andere Wahl hatte ich ja nicht. Und außerdem: Für Neues und ein bisschen Abenteuer bin ich doch immer zu haben. Neuland entdecken und den Horizont erweitern – das wollte ich doch! Also ist es vielleicht sogar genau das Richtige. Und so beginnt der erste Segeltag.

„Uiiiiiiiiui!“ murmelt Bernhard etwas enttäuscht vor sich hin. „So gut wie gar kein Wind eigentlich.“ Das geht doch ruhig los. Langsam treiben wir entlang der spanischen Mittelmeerküste. Dass wir am zweiten Tag gleich mal stürmische See haben werden, ahnen wir noch nicht. Dass mir speiübel werden wird auch nicht. Ein gelungener Start! Wir haben hier unter Deck aber auch eine wirklich herrliche Geruchskombination: Motorgerüche kombiniert mit totem Fisch. Das beißt. Insbesondere in der Magengegend. Dazu das fröhliche Geschaukel – willkommen auf See! Die Wellen im Mittelmeer sind übrigens besonders tückisch, da sie sehr kurz sind. So wird das Boot schneller hin- und hergeworfen, während man auf dem Atlantik meist sehr lange Wellen hat, die etwas magenschonender sind.

Doch die Entlohnung lässt nicht lange auf sich warten: Nach ein paar weiteren stürmischen Tagen genießen wir einen ganz besonders schönen Sonnenuntergang und ich entdecke zum ersten Mal Delfine in freier Wildbahn. Traumhaft. Wie die sich ums Boot winden, abtauchen, dann wieder aus dem Wasser springen. Verspielte Gesellen.



Das Leben an Bord der „Safira“ ist bester Laune: Wir singen, tanzen, machen Musik, kochen und liegen in der Sonne. Es vergehen nur wenige Tage, dann frage ich Bernhard: „Darf ich meine Hängematte an den Schlagbaum hängen?“ Der Schlagbaum ist die Stange unterhalb des Großsegels und der einzige mir ersichtliche Platz für die Hängematte. Doch Bernhard schüttelt reflexartig den Kopf und verschwindet unter Deck. Dacht‘ ich mir doch. Schade! Wäre ja auch zu witzig gewesen! Wenige Minuten später kommt Bernhard wieder raus. Er schaut mich mit großen Augen an und meint fröhlich: „Naja, eigentlich liebe ich ja verrückte Ideen, also mach schon!“ Ich lache und mache mich gleich ans Aufhängen. Ja, so liebe ich unseren „Crazy Captain“! Und schwupp, verschwinde ich in meiner Hängematte und lasse über der Reling baumelnd den Tag ausklingen. Ein Träumchen! Das ist doch ein Träumchen! Ich freue mich und blicke aufs dunkelblaue Meer.

Wenn wir nicht gerade in der Sonne liegen oder in der Hängematte baumeln, kochen wir, machen den Einkauf, sobald wir irgendwo anlegen, halten Nachtwachen und klar, beim Segelhissen freut sich Bernhard auch über jede helfende Hand!

Für mich ist diese Zeit auch ein kulinarisches Experiment: Schon lange liebäugle ich mit der veganen Ernährung. In diversen Fastenzeitexperimenten habe ich mich eigentlich bereits selbst überzeugt. Dennoch: Wie das nun mal mit einer Gewohnheit wie dem Essen ist, fiel mir eine radikale Umstellung bisher doch sehr schwer. Für diese Reise habe ich ein paar Rezepte aus einem veganen Kochbuch eingepackt. Und nun stehe ich auf der „Safira“ plötzlich in der Küche und habe Zeit zum Experimentieren. Zum Ausprobieren. Zum einfach mal Machen. In den ersten zwei Tagen in der Bucht von Calpe habe ich Fisch in allen Formen verzehrt. Sei es gebraten, roh, gekocht, paniert – ganz egal. Es war auch echt lecker. Aber nach zwei Tagen hat mein Magen rebelliert. Und da Anna auch schon immer mal ausprobieren wollte, sich vegan zu ernähren, nehmen wir den Fischüberfluss zum Anlass. Nur Käse, ein ganz bisschen Fisch und Honig will ich noch als Ausnahme gelten lassen. Vorerst.

So segeln wir munter von Hafen zu Hafen. Ich nutze die Zeit auch, um meinen ersten Videoblog (VLOG) zu schneiden, den ich für Freunde, Familie und alle, die diese Reise verfolgen wollen, auf YouTube veröffentliche. So wissen auch meine Eltern, was ich so erlebe, und dass es mir – mal abgesehen von ein bisschen Seekrankheit – hier wirklich blendend geht. Ganz bewusst

bin ich ohne Handy in dieses Abenteuer gestartet. Dass ich mich nicht täglich zu Hause melden würde, war also von vornherein klar. Denn meine Eltern haben meinen Geschwistern und mir schon früh eine sehr wertvolle „Regel“ mit auf den Weg gegeben: „Wenn wir nichts von euch hören, geht es euch gut. Und wenn irgendetwas Schlimmes passiert, werden wir schon von euch hören.“ So war ich damals schon auf Klassenfahrten und wusste getrost, meine Eltern machen sich keine Sorgen. Ganz im Gegenteil: Sie wissen sogar, dass es mir gut geht. Wie wundervoll entspannend! Und genau diese Abmachung gilt auch jetzt.

Am zehnten Tag der Reise skype ich dann zum ersten Mal mit meiner Mama und meinem neunjährigen Bruder. „Ich bin so einsam!“, wirft er mir plötzlich entgegen. Krass. Autsch! Tut mir leid. Es läuft mir eiskalt den Rücken runter. Ja, ich bin nun weg, weg vom Leben in der Heimat. Und das sicherlich auch erstmal für eine ganze Weile. Mir wird nun ganz deutlich bewusst (gemacht), wie sehr ich vermisst werde. Doch gleichzeitig notiere ich nur einen Tag später: Momentan bin ich am Überlegen, die Reise auf eine Weltumrundung per Anhalter auszudehnen. Ich bin gespannt! Irgendwie merkwürdig. Kontrovers. Doch ich bin voll in meinem Abenteuer drin. Ich lebe jetzt den Traum, auf den ich so lange hingelebt und hingefiebert habe. Vielleicht habe ich deswegen gerade nur das eine im Kopf: per Anhalter durch die Welt zu reisen.

Wir segeln entlang der spanischen Küste weiter gen Atlantik. Eines Nachts während meiner Nachtwache erlebe ich den bisher magischsten Moment der Reise: Während ich so nichts ahnend über die Reling ins dunkle Wasser pinkle, erscheinen plötzlich große Gestalten unter mir. Sind das schon wieder Delfine? Ich schaue genauer hin, versuche mehr zu erkennen. Glücklicherweise strahlt der Mond ziemlich hell, denn wir haben Vollmond. Dann erkenne ich sie. Wow! Das sind ja wirklich Delfine! Sie tauchen auf und wieder ab. Vier dieser eleganten Wesen tanzen regelrecht um die Bugspitze. Ist das jetzt Zufall oder habe ich die irgendwie angelockt? Ich muss schmunzeln und schaue dem Schauspiel begeistert zu. Welch wundervolle Begegnung! Mir fehlen die Worte. Zu mystisch ist die ganze Szenerie.

So wie in diesem Moment komme ich in diesen Tagen immer wieder an den Punkt, das Gefühl zu haben, all dies sei nicht real. Es fühlt sich schlicht und ergreifend so an, als würde ich es nur träumen, gar nicht in Wirklichkeit

erleben. Als wäre alles so fern, vielleicht auf einem anderen Planeten. Und neben diesen magischen, ja mystischen Momenten, ist diese Reise für mich auch eine Art „Schule des Lebens“. Klingt vielleicht etwas bescheuert, aber da auf so einem Segelboot stets neue, sich eigentlich fremde Menschen zusammenkommen und dann von heute auf morgen 24 Stunden täglich gut miteinander auskommen wollen, braucht es entsprechendes Entgegenkommen von allen Seiten. So darf ich mich in Vertrauen, Offenheit, Optimismus, Flexibilität, Geduld und Lösungsorientierung üben. Ich sehe es als großes Geschenk und darf es besonders in den kommenden Wochen vermehrt leben.

Während wir Stefan ein paar Häfen zuvor von Bord lassen, steigt in Malaga nun Jürgen zu. Jürgen ist Ende 40, kommt aus der Berufsschiffahrt und möchte auf der „Safira“ Urlaub machen. Zusammen wollen wir auf die Kanarischen Inseln segeln. Das Gute ist, dass Jürgen viel Erfahrung hat. Das Schlechte hingegen, dass der Hamburger leider irgendwie so ein deutscher Deutscher ist: eher misstrauisch und pessimistisch, Fleisch-, Ei- und Käseliebend und ein Klugscheißer obendrein. Ein gewagter Kontrast zu Anna und mir. Doch was solls?! Zwei Wochen werden wir mindestens zusammen verbringen. Das sollte genügend Zeit sein, um zusammenzuwachsen, irgendwie ein Miteinander zu erlernen. Und genug Zeit, sich auf seine Stärken zu konzentrieren. Also: Leinen los!

Tag 15. Irgendwann kurz nach 15 Uhr, irgendwo zwischen Malaga und Gibraltar. Das Blau der letzten Tage hat sich in ein Grau verwandelt. Das Blister, also das Vorsegel, treibt uns mit knappen drei Knoten, was noch nicht einmal sechs km/h sind, langsam gen Westen voran. Ich sitze an meinem Lieblingsplatz, in der Hängematte. Wieder einmal baumle ich fröhlich über der Reling hin und her, lasse mich treiben. Ein simples Leben. Was für jeden Sicherheitsliebenden ein Albtraum ist, ist für mich ein Träumchen. Und wie ich so in meinem kleinen Reich sitze, schiebt sich ein Kopf mit 'nem Bernhard dran aus dem Cockpit hervor. „Probier mal!“ Er hält mir ein Stück Baguette, bestrichen mit Guacamole und verziert mit einem Petersilienblatt, hin. „Vielen Dank!“, freue ich mich über den Service. Tja, der weiß wirklich, wie man mir eine Freude macht.

Am nächsten Tag stehe ich am Steuer, habe das Ruder fest in der Hand. Die Wellen werfen uns hin und her und mit neun Knoten queren wir die

Straße von Gibraltar. Es geht geradewegs aufs afrikanische Festland zu. Es ist nicht mehr weit bis nach Marokko. Die Straße von Gibraltar ist das Nadelöhr zwischen Mittelmeer und Atlantik und dementsprechend wollen hier einige Boote hindurch. Es ist eine regelrechte Schiffsautobahn. Ein Frachter nach dem anderen passiert diese Meerenge und dazwischen die Segler, die neben den riesigen Containerschiffen so klein, verletzlich und instabil wirken. Ein Spiel mit den Giganten. Und wehe, der Segler weicht nicht aus. Auch wir zittern ein wenig, bis wir endlich die Straße passiert haben. Wie gut, dass wir heute so gute Wetterbedingungen haben und fast 17 km/h zurücklegen können. So lassen wir geschwind die Meerenge hinter uns und erblicken vor uns den unendlich wirkenden Ozean: den Atlantik!

Diesmal begleiten uns nicht nur Delfine, sondern auch einige Segler. Denn es ist Herbst und in Mitteleuropa wird es zunehmend kälter, doch auf den Kanaren, die auf Höhe der Sahara liegen, bleibt es auch im Winter recht warm. Für einige Segler Grund genug, sich auf den Weg gen Süden zu begeben. Außerdem beginnt so allmählich auch die Saison der Atlantiküberquerungen. Anna und ich haben also rein theoretisch die perfekte Zeit abgepasst.

Wieder einmal fällt mir auf, was diese Reise ausmacht: wenig Planen, viel Erfahren! Wir probieren aus, müssen die Dinge nicht im Voraus wissen. Nicht kennen. Anna kannte ich vor der Reise auch nicht wirklich. Sie machte einfach einen offenen, sympathischen Eindruck auf mich, und das reichte aus, um sie zur gemeinsamen Reise einzuladen. Ich würde sagen: Volltreffer, ohne dass ich das so geplant hätte.

Wenn wir schon mal da sind – Zwischenstopp in Afrika

Eine leichte Brise geht. Es ist relativ kühl. Gut eingepackt sitze ich an Deck und halte Wache, während die anderen schlafen. Noch ist es dunkel. Wir segeln entlang der marokkanischen Küste gen Süden. Eigentlich ist es sehr ruhig hier, doch plötzlich kommt ein Fischkutter ziemlich schnell näher. Sehr spät erst erkenne ich, dass dieser Kutter direkt auf uns und wir auf ihn zufahren. Anspannung macht sich in mir breit. Während die anderen nichtsahnend tief und fest schlafend in der Koje liegen, hängt plötzlich alles an mir. Ich muss handeln, uns sicher um diesen Kutter manövrieren. Ich wähle 10 Grad Backbord, sprich nach links, habe aber eigentlich keine Ahnung, wie man sich richtig verhalten muss. Naja, Hauptsache ausweichen. Während die

„Safira“ einen kleinen Schlenker macht, antwortet der Kutter mit interessanten Lichtzeichen: einem dreifachen Blinken, oder war es gerade doch ein vierfaches Blinken? Soll das „Hilfe!“, „Achtung!“ oder „Danke!“ heißen? Bestimmt will er sich für das Ausweichmanöver bedanken, rede ich mir ein, beziehungsweise, hoffe ich mal. Denn gerade noch so hat die „Safira“ die Kurve gekriegt. Puh, das war knapp! Ich atme erleichtert durch. Dieses Manöver ist geschafft.

Langsam verschwindet der Kutter wieder in der Dunkelheit. Endlich mal Abenteuer bei der Nachtwache!, scherze ich, nachdem ich mich von dem kleinen Schreck erholt habe und erinnere mich, dass ich bereits zweimal bei meiner Nachtwache eingeschlafen bin. Diesmal wäre es womöglich ziemlich verhängnisvoll ausgegangen. Aber du meinst es gut mit mir, oder?, zwinkere ich gen Himmel.

6.57 Uhr. Bald geht die Sonne auf. Die Sterne verschwinden langsam. Doch noch ist es dunkel. Was ist das dort vorne? Wieder ein Kutter? Ich blicke genauer hin, bin aufmerksam. Und ja, wieder ist es ein Kutter. Wieder fahren wir zunächst voll auf einander zu, und wieder erscheint ein dreifaches Blinken. Erneut lenke ich 10 Grad Backbord. Und wieder passieren wir souverän das entgegenkommende Boot. Easy!, freue ich mich. Fühlt sich ja fast schon routiniert an! Dennoch, spannend ist es jedes Mal aufs Neue. Und dann denke ich mit ein wenig Wehmut an meine Familie und meine Freunde. Ich hätte sie am liebsten alle bei mir, damit sie auch solche kleinen Abenteuer erleben dürften. Ich blicke gerne zurück. Auch wenn ich sie gerade hinter mir gelassen habe, haben sie mich geprägt und machen mir möglich, meinen Weg zu gehen. Welch großes Glück!

Nur acht Minuten später ziehen mich die ersten Farben des Sonnenaufgangs in ihren Bann. Und es wird immer magischer. Rot- und Gelbtöne spiegeln sich in den ruhigen Wellen wider. Wir sind auf der Höhe von Afrika. Der Motor brummt, doch meine Aufmerksamkeit richtet sich jetzt ganz allein auf den neuen Tag, der gerade anbricht. Minute für Minute, Moment für Moment. Es wirkt, als würde sich der neue Tag regelrecht entpuppen, aus seinem Kokon schlüpfen. Langsam, ganz langsam aber beständig, entfaltet sich eine neue, einzigartige Schönheit.

Mich erfüllt Dankbarkeit, all dies erleben zu dürfen und so versuche ich, meine Empfindungen in Kunst auszudrücken. Ich lege die Kamera an, doch

vielleicht ist der Augenblick zu schön, zu besonders, zu magisch, um ihn auf ein Foto zu bannen. Vielleicht.

Als die anderen aufwachen, ist der neue Tag schon lange angebrochen. Sie haben von jener Magie wohl nichts mitbekommen. Wir genießen ein leckeres Frühstück zusammen, während dem ich mich leider noch mit irgendwelchen zynischen Bemerkungen von Jürgen herumärgern muss. Dann falle ich in einen tiefen, dreistündigen Schlaf. Es sind die Nachtwachen, die ich beim Segeln so sehr genieße. Dann gibt es kein nerviges Gelaber, keine blöden Kommentare. Es herrscht Frieden, tiefe, ungestörte Ruhe.

Afrika liegt nun vor uns im dichten Nebel. Das Festland können wir noch nicht sehen, doch uns strömen schon erste Gerüche vom Festland entgegen. Weit kann es nicht mehr sein. Und die Vorfreude wächst.

Gegen Nachmittag laufen wir dann in den Hafen der marokkanischen Hauptstadt Rabat ein. Kaum angekommen, ertönen Klänge, die afrikanischer nicht sein könnten: Trommelschläge. Wild und laut, aber rhythmisch. „Lass uns die Trommler mal suchen!“, rufe ich Anna zu. Auch sie kann es kaum abwarten, diesen neuen Kontinent ein Stück weit zu entdecken. Sobald die Einreisebehörde meinem Reisepass seinen allerersten Stempel verpasst hat, machen wir uns auf die Suche. Ich habe Europa bislang noch nie verlassen. Jetzt steht uns eine neue, ganz andere Welt bevor. Als wir das eingezäunte Hafengelände verlassen wollen, warnt uns der Wachmann noch im Vorbei-



gehen: „Passt auf! Hier ist es gefährlich. Wohin wollt ihr denn?“ „Nur zur Musik.“, antworten wir etwas kleinlaut. Gefährlich oder nicht, wir gehen trotzdem! Zu verlockend sind die wilden, afrikanischen Klänge der Trommelgruppe. Wir laufen nicht lange, dann finden wir sie unter einer Brücke. Dort, wo es am besten schallt, üben sie. Ich lache. Gewieft! So wird man gehört! Doch sie trommeln nicht nur so wild und so laut sie nur können, nein, sie tanzen, springen und drehen sich im Kreis. Permanent. Stundenlang. Beeindruckend! Willkommen in Afrika!

Und wieder fühlt es sich so unglaublich utopisch an. Wollte ich nicht nach Südamerika? Jetzt stehe ich in Afrika. Verkehrte Welt? Ist alles nur ein Traum? Irgendwie weder noch.

Wir bleiben sechs Tage im Hafen. So haben Anna und ich Zeit, Rabat etwas besser kennenzulernen. Besonders spannend finde ich das Straßenleben hierzulande: Sobald eine Ampel auf Grün umspringt, setzt ein Hupkonzert ein. Gefühlt alle Autos, die nicht gerade in erster Reihe stehen, drücken gleichzeitig auf die Hupe. Und das, noch bevor das erste Auto überhaupt eine Chance hat loszufahren. Faszinierend. Und an keinem anderen Ort dieser Welt habe ich so viele so geübte Autofahrer getroffen, die so perfekt die Kupplung am Steilhang kommen lassen können. Ob das durch den akustischen Druck der anderen kommt? Ich weiß es nicht.

Als Fußgänger sollte man in der Hauptstadt allerdings auch geübt sein. Als Anna und ich die Straße überqueren wollen, stehen wir etwas ratlos am Rand. Wir stehen mittlerweile bestimmt schon fünf Minuten da und kommen partout nicht über die Straße. Autos und Mopeds ohne Ende. Es gibt einfach keine Lücke. „Wie machen das denn die Einheimischen?“, fragt mich Anna. „Gute Idee! Lass uns einfach mal schauen, wie die das machen.“ Wir beobachten die einheimischen Spaziergänger. Kurze Zeit später erreichen wir rennend die andere Straßenseite. Das Geheimnis ist also: Renne so schnell du kannst. Alles klar! Weiter geht es über den Gehweg, der von unzähligen Menschen und ihren Verkaufsständen bevölkert wird: Popcorn, Zuckerrohr, Orangensaft – ganz egal was, Hauptsache süß.

„Fällt dir das auch auf?“, frage ich Anna, während ich auf den Müll auf dem Weg deute. „Oh ja! Ist ganz schön viel hier!“ Auch Anna wirkt nicht gerade begeistert. „Hast du mal eine Mülltonne oder einen Mülleimer gesehen?“ Wir schauen uns um, können aber weit und breit nichts entdecken.



Kein Wunder, wenn dann die Menschen ihren Müll einfach so irgendwohin werfen. Wir laufen weiter. Männer pinkeln an den Straßenrand. Hier geht es wirklich drunter und drüber.

Dann gelangen wir in die Altstadt. Hier gibt es eine Einkaufsstraße der ganz besonderen Art. Denn diese „Straße“ besteht aus

schmalen, verwinkelten, alten, steinernen Gassen mit vielen kleinen Läden. Teppiche, Gewürze, Handgefertigtes aus Ton, aus Stoff oder Holz, Zuckerrohr in ganzen Stangen, Teekannen, Trikots, Tücher und, und, und – hier wird alles Mögliche angeboten, und das in und vor den winzigen Läden. Sie sind von oben bis unten vollgestopft. Manchmal entdecken wir erst auf den zweiten Blick den Verkäufer. Es ist eine verrückte Mischung aus beißenden Gerüchen und bunten Kleidern. Für unsere noch zarten Sinne erst einmal etwas überfordernd. Wir halten inne, versuchen zu realisieren, wo wir sind. Das Motorengeräusch eines herannahenden Mopeds dringt in mein Ohr. Ziemlich schnell schlängelt es sich durch die engen Kopfsteinpflastergassen. Fix gehen wir hinter einem Kleiderständer in Deckung.

Später treffen wir einen Marokkaner, der uns gerne seine Stadt zeigen würde. Glücklicherweise spricht er auch Spanisch. Auch wenn mein Spanisch noch lange nicht besonders gut ist, irgendwie hilfts trotzdem. Dazu spricht Anna Französisch, was in Marokko auch sehr praktisch ist, denn hierzulande spricht man sowohl Arabisch als auch Französisch. Wir verabreden uns für den nächsten Tag. „Können wir das wirklich machen?“ Anna hat Zweifel. „Naja, wird schon gut gehen.“ Ich höre auf mein Bauchgefühl. Ein Gefühl, auf das ich mich im Laufe der Reise noch häufig verlassen werde. Es fühlt sich richtig an. Am nächsten Tag treffen wir den sehr freundlichen



Faisal und er nimmt uns praktisch per Anhalter mit seinem Auto mit durch Rabat. So schnell kann man unter Einheimische kommen. So gefällt uns das: Wir trinken gemeinsam Pfefferminztee, das Getränk, das man hier den ganzen Tag über trinkt, lachen viel und lernen die Stadt noch mal aus einer anderen Perspektive kennen. Das ist Nordafrika. Wir spüren sehr wohl die Nähe zu Europa, aber eben auch, dass wir auf einem ganz anderen Kontinent gelandet sind.

Als die vom Atlantik in die Hafeneinfahrt hereinbrechenden Wellen abnehmen, geht die Reise mit dem Segelboot weiter. Eine komplette Woche haben wir nun auf etwas ruhigere Wellen gewartet, denn sonst ist ein Verlassen des Hafens praktisch unmöglich. Der Drogenspürhund schnüffelt einmal durch alle Winkel unseres Bootes, dann bekommen wir unseren Ausreisestempel und fahren geradewegs auf die Kanarischen Inseln zu.

Das erste große Zweifeln

Auch wenn die Wellen etwas abgenommen haben, sind sie doch noch immer sehr gut spürbar. Das Boot schaukelt hin und her. Vergangene Nacht habe ich einen VLOG geschnitten und dadurch gar nicht geschlafen. Und gegessen habe ich bisher auch noch nichts. Dass diese Kombi nichts Gutes verheißt, merke ich schnell: Mir wird schlecht. Krampfhaft versuche ich, meine stärker werdende Übelkeit zu unterdrücken, zunächst mit der frischen Seeluft, dann mit einem Akkupressurpunkt am Handgelenk. Und so sehr ich es mir auch wünsche, das Boot macht keinerlei Anstalten, ruhiger zu werden. Ganz im Gegenteil: Dieses beständige, stundenlange Geschaukel bringt das Fass letztendlich zum Überlaufen. Ich hänge über der Reling, werde los, was ich loswerden kann, bin kreidebleich. Ich muss mich festhalten, um nicht komplett über Bord zu gehen. Zu gerne würde ich diesen Wellengang jetzt einfach ausschalten. Auch wenn es nur für eine halbe Stunde wäre! Doch das sind hier auf dem Atlantik bloß verwegene Wunschgedanken. Willkommen zurück auf dem Ozean!

Drei Tage lang bin ich außer Gefecht gesetzt. Drei Tage lang hänge ich über der Reling oder einem Eimer. Und in den drei Tagen ist das Boot kein bisschen ruhiger geworden, es schaukelt noch genauso. Ach ja, das Meer. Besonders leid tun mir die anderen drei an Bord. Trotzdem kümmert sich Bernhard aufopferungsvoll um mich. Vielen Dank!

Mittlerweile sind Anna und ich schon drei Wochen an Bord der „Safira“. Wie gut, dass ich erst jetzt so richtig seekrank werde!, denke ich mit ein bisschen Galgenhumor. Dennoch, in diesen Tagen voller gnadenloser Übelkeit komme ich selbst stark ins Schwanken. Was will mir diese Periode der Seekrankheit sagen? Ist da was faul an meiner Idee, über den Atlantik zu trampen? Soll ich das Segelabenteuer abbrechen? Würde ich bei der längsten Etappe womöglich die ganze Zeit, sprich drei Wochen lang, seekrank sein? Ist das noch erträglich? Oder soll ich doch lieber einen Flieger nach Chile nehmen? Oder soll ich vielleicht noch mal nach Deutschland zurückkehren, den Geburtstag meines Papas mitfeiern und dann direkt nach Chile fliegen? Ich bin am Grübeln. Am Zweifeln. Am Schwanken. Denn ehrlich gesagt, kann ich im Moment das Meer wirklich nicht mehr sehen. Ich habe keinen Bock mehr. Und aufhören, unsere „Safira“ hin- und herzuwerfen, will dieses Meer scheinbar auch nicht.

Ich bin verunsichert. Und nach jedem erneuten Kotzen denke ich reflexartig und irgendwie freudig an diesen Plan B, den ich mir gerade aus dem Ärmel geschüttelt habe. Nämlich: nach Chile zu fliegen.

Als es mir dann endlich nach drei Tagen Erbrechen wesentlich besser geht, werde ich auch wieder zuversichtlich. Ich rufe mir meinen Traum in Erinnerung und mit einem Mal höre ich die Stimme meines Herzens. Sie macht mir Mut, spricht mir gut zu, doch weiter zu segeln und schlussendlich Südamerika per Anhalter zu erreichen. Mit neuem Mut, neuer Kraft und Zuversicht segeln wir weiter durch die atlantische Weite gen Westen. Obwohl diese Weite so enorm wirkt, fühlt es sich so an, als würde mein Blick nicht weit reichen. Gefühlt kann ich gerade mal 300 Meter weit sehen, dann ist der Horizont erreicht. Blau und Weiß – das ist alles, was ich sehe, wenn ich nach vorne schaue. Zwei Farben. Weite und Wellen. Und eine unbändige Leere zugleich. Wir sind nun seit fünf Tagen ununterbrochen auf dem Wasser unterwegs. Wieder sinniere ich ein bisschen vor mich hin, und schreibe in mein Tagebuch:

STILLE

Was ist eigentlich STILLE?

Keine geräuschlose Kulisse

Vielmehr eine von vermeintlichen Störgeräuschen befreite Atmosphäre

Ein Ort der Sehnsucht

Ein Raum. Nicht von geografischer Dimension

STILLE

Man kann in ihr zur Ruhe kommen

Zur Ruhe. In der STILLE

Frieden finden. Den Inneren

Urkomisch, dass im Krieg geballert, gedröhnt und geschrien wird?

Dort ist kein Platz für Frieden

Für Ruhe

Für STILLE

Und wie ich diese Zeilen so ins Tagebuch schreibe, kommt Bernhard, unser selbsternannter „Crazy Captain“, aus dem Bootsinnern, schnappt sich eine Raschel und singt: „Ich bin ein Kind, ein Deppertes, in meinem Hirn, da scheppert es!“ Dabei nickt er permanent mit dem Kopf und strahlt übers ganze Gesicht. Hahahaha, großartig! Ich muss lachen und mir wird wieder bewusst, dass ich auf einem besonderen Boot gelandet bin. Dann steige ich ins Konzertchen mit ein, indem ich meine Oberschenkel zum Klingeln bringe.

Kurze Zeit später landet ein kleiner braun-gelber Vogel auf unserem Boot und wir werden so zur schwimmenden Insel. „Schau mal da, ein Vögelchen!“ Anna hat ihn zuerst entdeckt und strahlt vor Verwunderung und Begeisterung zugleich. „Was macht der denn hier so weit weg vom Festland?“ „Scheint ein Zugvogel zu sein“, mutmaße ich. „Vielleicht will er ja auch auf die Kanaren.“ Wir haben Ende Oktober und da sind so einige Zugvögel auf dem Weg gen Süden. Unser fliegender Freund sieht aber schon ziemlich erschöpft aus und gleichzeitig heilfroh, diese „Insel“ gefunden zu haben. Auch unser Kapitän erfreut sich an dem kleinen, zierlichen Reisekameraden und lässt ihn gleich mal auf seine Schulter wandern. „Oh, ein Papagei“, lacht Anna. Und mit Bernhards scheelem Blick hat die Situation tatsächlich ein bisschen Piraten-Flair, auch wenn das Vögelchen alles andere als ein großer Papagei ist.



Nach ein paar Stunden rappelt sich unser geschwächter Reisefreund wieder auf und zieht seines Weges. Doch lange müssen wir nicht warten, schon legt der nächste Vogel eine Bruchlandung hin und macht Rast auf der schwankenden „Safira“. Wir geben ihm Süßwasser zu trinken und ein paar Körner zu fressen. „Ganz schön tapfer“, staune ich über diesen fliegenden Freund, der noch kleiner und zerbrechlicher wirkt als der erste. Tausende von Kilometern fliegen sie bei Wind und Wetter und nur sehr selten können sie eine Pause einlegen. Tagelang sehen sie nur Wasser unter sich, was für sie schnell zur tödlichen Gefahr werden kann. Ganz schön mutig, diese Knirpse! Wir schauen unserem kleinen Freund beim Trinken zu. „Hoffentlich wird er hier nicht auch seekrank“, scherzt Anna. Er wirkt noch ein bisschen, als hätte er etwas auf den Kopf gekriegt, etwas benebelt eben.

In den nächsten Tagen dürfen wir immer wieder als schwimmende Rettungsinsel fungieren. Bis plötzlich die Kanarischen Inseln in Sicht kommen. Nach sieben Tagen Non-Stop-Segeln erreichen wir Teneriffa. Hier wird Jürgen das Boot verlassen. Anna und ich haben uns mittlerweile mit Jürgen immer mehr angefreundet, wir verstehen uns nun um Längen besser mit ihm. Das ist für eine erfolgreiche, gemeinsame Zeit auf einem kleinen Boot unglaublich wertvoll, denn sich aus dem Weg zu gehen, funktioniert hier nicht. Man muss einen Weg finden, miteinander auszukommen, sonst wird es sehr, sehr unangenehm. Und genau diese Enge, diese Herausforderung ist eine große Chance! Es gibt nämlich zwei Möglichkeiten: Entweder regen wir uns permanent über den anderen auf, ärgern uns über das, was uns aufstößt, oder wir fokussieren uns auf die positiven Seiten des anderen. Denn jeder Mensch hat so einiges Positives, was er mit sich bringt. Jeder einzelne! So freunden wir uns zum Beispiel mit dem Humor von Jürgen an und lachen immer mehr gemeinsam. Anna lernt von ihm diverse Knotentechniken und weiteres Segler-Know-how, da Jürgen ein echter Profi ist und sein Wissen gerne teilt. Wir unterhalten uns gegen Ende der gemeinsamen Zeit immer intensiver, und ich nehme seine Ansichten auf die Welt einfach mal als Inspiration beziehungsweise Perspektivwechsel hin. Denn wer sagt denn, dass meine oder seine Meinung die richtige ist?

Ja, wären wir nicht „gezwungenermaßen“ so lange auf diesem kleinen Boot zusammen gewesen, hätten wir Jürgen wohl einfach als spießigen und stieseligen Deutschen abgestempelt. Welch wunderbare Schule fürs Leben

sind diese drei Wochen auf der „Safira“ doch, die mir die Augen dafür öffnen, Menschen nicht gleich in irgendwelche Schubladen zu schieben, sondern unserem Gegenüber eine Chance zu geben, sich zu entfalten.

Und so kommt es, dass wir zum Abschluss sogar noch einen gemeinsamen Ausflug in die berühmte Masca-Schlucht auf Teneriffa machen. Nachdem wir zuvor mit Auto und Bus in die Höhe gefahren sind, wandern wir 600 Höhenmeter hinab durch die Schlucht, bis wir wieder am Meer rauskommen. Wir steigen zwischen Felswänden aus rötlich-orangem Vulkangestein hinab und begegnen einer Vegetation, wie ich sie zuvor noch nie gesehen habe. Die Pflanzen besitzen meist eine dicke Cuticula, also eine dicke Wachsschicht, welche sie vor der Verdunstung bei großer Trockenheit schützt. Wir finden Schilf, Palmen und viele Kakteen mit leckeren Kaktusfeigen, ihren Früchten. Es ist ein extremer Lebensort. Ein Ort, der mich fasziniert.

Zurück im Hafen, brechen wir noch am selben Abend mit Bernhard Richtung Gran Canaria auf. Gran Canaria ist die größte der sieben Kanarischen Inseln und zudem befindet sich dort der größte Segelyachthafen der Kanaren. Die Chancen, ein Boot für die Weiterfahrt zu finden, dürften dort also am größten sein.

Gar nicht so einfach, ein Boot zu finden

**ÜBERNIMM DAS TEMPO DER NATUR:
GEDULD IST IHR GEHEIMNIS.**

Ralph Waldo Emerson

Der Sturm hat sich bereits gelegt, als mich Bernhard weckt. Es wird für mich der letzte Segeltag sein – zumindest auf der „Safira“. Um das besonders zu genießen, schalte ich den Autopiloten aus, der sonst so beliebt ist, da er viel Arbeit abnimmt. Ich setze mich selbst ans Steuerrad, blicke auf den Kompass und halte den Kurs. Das Steuer mal selbst in die Hand zu nehmen ist irgendwie eine besonders schöne Erfahrung – den Kurs selbst zu bestimmen und zu halten.

Auf dieser Reise hält oft jemand anders das Steuer in der Hand, beziehungsweise ich übergebe es gerne vertrauensvoll in andere, fremde Hände. Dem anderen mein Vertrauen zu schenken, er werde schon die richtige Richtung ansteuern, er werde schon wissen, was er tut, kann unheimlich erleichternd sein. Ganz nach dem Motto: Kontrolle ist gut, Vertrauen ist besser. Wie gerne wollen wir doch im Alltag möglichst alles kontrollieren, bestimmen, darüber entscheiden – eben das letzte Wort haben. Auf dieser Reise drehe ich den Spieß mal um: Ich fahre nur mit, lasse die anderen steuern. Ich entscheide nur über die grobe Richtung – welche „Umwege“ wir jedoch machen, welche Ufer wir ansteuern, wo ich letztendlich ankommen werde, das liegt in der Regel mehr an meinem Kapitän beziehungsweise Fahrer als an mir. Ich lasse mich treiben.

Müssen wir denn immer das Gefühl haben, das Steuerrad in unseren eigenen Händen zu halten? Oder wollen wir uns lieber für die vertrauensvollere Variante entscheiden? Für diese, die uns vom Gefühl befreit, alles kontrollieren zu müssen, die uns diese enorme Last nimmt? Sicherlich ist es anfangs nicht einfach, das Zepter aus der Hand zu geben, doch mit ein bisschen Übung tut es wirklich gut! Manchmal passieren im Leben Dinge, bei denen wir das Gefühl haben, uns gleitet förmlich das Ruder aus den Händen. Und insbesondere dann ist es von unschätzbarem Wert, vertrauensvoll loslassen zu können. Nicht krampfhaft zu klammern. Stattdessen darauf zu vertrauen, dass es da jemanden gibt, der dein Steuer jetzt übernimmt. Gleichzeitig ist es wichtig, immer wieder das Steuer für dein Leben in die Hand zu nehmen. Ganz bewusst eine bestimmte Richtung einzuschlagen, eventuell zu wenden, zu manövrieren. Ich denke, es braucht die Mischung. Nimm das Steuer in die Hand, wenn du etwas ändern kannst, und lass dich vertrauensvoll steuern, wenn du die Richtung gerade nicht selbst bestimmen kannst oder es sich gut anfühlt, den anderen steuern zu lassen!

Noch vor Mittag kommen wir am 33. Tag meiner Reise in Las Palmas, Gran Canaria, an. Es ist Anfang November, und wir wünschen uns ein Boot, das uns bald nach Südamerika mitnimmt. „Südamerika, wir kommen!“, rufe ich hochmotiviert Anna zu, als Bernhard den Anker in die Bucht neben dem Hafen wirft. „Ja! Wir kommen!“, schallt es von Anna zurück. Weil sich nun alles darum dreht, ein neues passendes Boot zu finden, springen wir noch

am ersten Abend aufs Dinghi, ein etwas robusteres Schlauchboot von Bernhard, und paddeln durch die Bucht und den Hafen.

Vom Dinghi aus kommen wir mit den ersten Kapitänen ins Gespräch. Wir fragen uns durch. Oft hören wir das gleiche: Sie sind schon voll. Kein Platz mehr. Aber immerhin: Es gibt wirklich viele Boote, die den Atlantik überqueren wollen. Allerdings starten auch schon über 100 davon am kommenden Tag. Dafür sind wir jetzt jedoch zu spät dran. Sie wollen alle in die Karibik und nehmen an der ARC („Atlantic Race Crossing“) teil. Es ist eine Art Wettrennen über den Atlantik.

Während wir uns also einen ersten Eindruck verschaffen, herumfragen und erste neue Bekanntschaften machen, ändert sich plötzlich schlagartig das Wetter. Der Himmel verdunkelt sich, es fängt an zu grummeln. Ein Gewitter zieht auf. „Mist! Jetzt aber schnell!“, rufe ich Anna zu. Wir hatten das Dinghi kurz an einem Steg festgemacht, um weitere Kapitäne ansprechen zu können, doch nun müssen wir halt auch wieder zurückpaddeln! Schnell springen wir ins Schlauchboot und paddeln los. Regen setzt ein, und der Wind nimmt zu. Blöd nur, dass wir geradewegs gegen den Wind anpaddeln müssen, um nicht aus der Hafengebucht aufs offene Meer getrieben zu werden. Ein ungutes Gefühl steigt in mir auf. Jetzt bloß nicht aufhören zu paddeln! Erste Blitze schießen herab. Ein kurzes, sehr helles Aufleuchten, dann der Donner. „Schau mal, Joshi, die winken uns doch, oder?“ Anna hat ein Boot entdeckt, auf dem zwei Männer stehen und uns zu sich heranwinken. Wir paddeln hin. Es sind zwei Polen, die mit ihrer Luxusyacht vor Anker liegen. Wir sind heilfroh, bei ihnen einen Zwischenstopp einlegen zu dürfen. „Hi guys! How are you?“, quatschen sie uns auf Englisch an. „Ziemlich gut! Nur ein bisschen feucht ...“, antwortet Anna. Kaum sind wir an Bord geklettert, bieten sie uns erstmal was Alkoholisches an. „Jaja, schon klar!“, lache ich. „Hey! Wollt ihr unsere Sauna sehen?“ Nur zu gerne wollen sie uns ihre Yacht mit eingebauter Sauna zeigen. Natürlich schauen wir uns alles an.

Als es schon längst dunkel ist und der Regen nach wie vor nicht aufhören möchte, springen wir wieder zurück ins Dinghi und paddeln die letzten Me-



ter zu „unserer Safira“ zurück. Wenn wir heute eines gelernt haben, dann dies: Segler scheinen ein sehr weltoffenes Völkchen zu sein!

In den kommenden Tagen stellen wir fest: Egal ob Portugiesen, Spanier, Italiener, Schweizer, Norweger, Dänen, Russen, Franzosen oder Deutsche – der Hafen ist ein Treffpunkt verschiedenster Nationen. Auch was die Kommunikation angeht, trifft man sich hier in der Mitte, denn die meisten Kapitäne können sich in zwei, drei oder mehr Sprachen ausdrücken. Anna und ich sind von diesem speziellen Völkchen sofort sehr begeistert. Ja, es ist eine wirklich spannende Menschengruppe voller kleiner Entdecker und abgeschlossener Weltenbummler. Voller Menschen, die über ihren Horizont hinaussegeln wollen. Die sehen und erfahren wollen, was hinter dem sichtbaren Horizont verborgen ist.

Nun sind wir ja eigentlich nur hierhergekommen, um einen Zwischenstopp einzulegen. Zack, in ein anderes Boot und weiter geht's Richtung Südamerika – das war zumindest der Gedanke. „In drei Monaten bin ich in Südamerika, dann reise ich noch sieben Monate durch Südamerika, und dann komme ich auch schon wieder“, hatte ich vor der Reise lautstark prophezeit. Jaja, rein theoretisch wäre das sogar noch möglich, denn ich bin gerade mal seit vier Wochen unterwegs. Das hieße, laut Zeitplan hätte ich noch ganze zwei Monate, um über den Atlantik zu kommen. „Easy!“, denke ich mir! Doch wie sollen wir ein Boot finden? Ein Boot, das ausgerechnet uns mitnehmen möchte? Denn Segelerfahrung haben wir absolut keine – außer eben diese paar Wochen Segeln mit Bernhard. Dennoch, damit will ich mich nicht so wirklich küren. Das wäre wohl nur ein leeres Versprechen, und so etwas wie ein Zertifikat, also einen Segelschein, kann ich ohnehin nicht vorweisen. Auch Anna hat nichts dergleichen.

Doch warum in aller Welt mache ich das dann? Auf dieser Reise werde ich mir noch häufig genau diese Frage stellen und immer wieder zu der gleichen Antwort gelangen: Es ist das Unerwartete, die Überraschung, die all das Suchen, Warten, Hoffen und Bangen letztendlich in eine Wolke aus Freude, Fröhlichkeit, neuer Energie und Glück verwandelt. Ich verlasse Gewohntes und begegne Unverhofftem. Immer wieder überschreite ich meine Horizontlinie und stelle fest: Da ist ja gar kein Abgrund, nein, da geht's weiter. Ich weiß nie, was mich hinter dem Horizont, im nächsten Auto, LKW oder Boot erwartet, doch ich gehe geradewegs darauf zu. Beängstigend?

Während meiner Reise lerne ich, mich eben genau auf dieses Unverhoffte, Unerwartete zu freuen. Auch, beziehungsweise erst recht, wenn ich mal sehr lange warten muss.

Dass das Umsteigen doch nicht so schnell gehen würde wie erwartet, erahne ich, als ich weitere 20 Tramper sehe, die alle in dieselbe Richtung wollen wie wir und fleißig auf der Suche nach Mitfahrgelegenheiten sind. Als ich vor der Reise Diverses über das Segelboottrampen las, lernte ich, dass es wohl cleverer sei, aufzufallen, lustig zu sein, Spaß und Freude zu vermitteln und im wahrsten Sinne des Wortes aus der Reihe zu tanzen. Jetzt weiß ich auch, warum. „Puuh! Das wird knifflig!“, bemerkt Anna, während wir so durch den Hafen schlendern und einem Tramper nach dem anderen begegnen. Doch jeden Tag findet auch irgendwer ein Boot, und jeden Tag kommen auch wieder neue Tramper. Es ist also ein Kommen und Gehen und für uns nur eine Frage der Zeit, wann wir diesen Hafen, diesen Umsteigeplatz, verlassen werden. Wir laufen an einigen Bootssuchenden vorbei, die uns nicht selten mit enttäuschten Blicken begegnen. Sie wirken gelangweilt, vielleicht sogar enttäuscht, weil auch wir jetzt ein Boot suchen, während sie noch immer keins gefunden haben. Klar, so ein Tramperalltag kann schon mal sehr zäh sein. Suchen, Warten, Hoffen und Bangen. Klingt nicht gerade ermutigend oder gar spaßig.

Doch mit was können wir praktisch in allen Bereichen super unerfahren Aussehenden trumpfen, um einen Kapitän für uns zu begeistern? Die Tatsache, dass ich schnell seekrank werde und zu den tendenziell Kotzenden gehöre, verschafft uns sicherlich keinen Vorteil. Aber einen Joker haben wir im Gepäck: die Motivation. Ja, wir sind zwei wirklich begeisterungsfähige, hochmotivierte junge Menschen, die einen ganz bestimmten Traum klar vor Augen haben und dafür alles tun wollen. Unser Wille ist so groß und stark, dass ein Nichtgelingen uns gar nicht erst in den Sinn kommt. Nein, ganz im Gegenteil!

Wir überlegen intensiv, wie wir aus der großen gelangweilt und fade wirkenden Bootssuchermasse herausstechen könnten. Wir wollen das bunte Schaf in der Herde sein! Tatsächlich liegt hier leider so etwas wie Konkurrenz in der Luft. Das ist sehr schade, aber scheinbar schwer vermeidbar, wenn alle dasselbe große Ziel haben und immer nur ein paar ein Stück vom Kuchen abhaben können.

Auch wenn wir nicht in die Konkurrenzdenkweise einsteigen wollen, ein bisschen rutschen wir dennoch unweigerlich hinein. Wir wollen uns trotzdem einfach auf die Kapitäne konzentrieren. Wie zeigt man fremden Kapitänen in nur zwei Minuten auf dem Steg, dass man hochmotiviert, enthusiastisch, unterhaltsam ist und wirklich gewillt, für eine angenehme Überfahrt zu sorgen? „Verrücktheit und Kreativität“, sage ich zu Anna. „Das wird unser Schlüssel sein!“ „Wir könnten ja was singen“, schlägt sie vor. Ich bin begeistert. „Und ich schlage dazu auf einer Pfanne rum“, ergänze ich. Dann dichten wir unser kleines Liedchen, schnappen uns Pfanne, Kochlöffel und die berühmt-berüchtigte „SPAIN-CHILE“-Pappe und wagen eine erste Kapitän-Such-Session. Fröhlich grinsend – noch so begeistert von unserem kleinen Brainstorming – quatschen wir die ersten Kapitäne an. Von nun an darf sich jeder, der uns über den Weg läuft, unser Ständchen anhören. Und unsere kreative Meisterleistung sieht in etwa so aus: Zur ungefähren Melodie von „Yellow Submarine“ singen wir:



„We are looking for a boat,
for a boat,
for a bo-o-at!
We are looking for a boat,
for a boat,
for a bo-o-at!“

Und für die, die allem Anschein nach auch Deutsch verstehen, gibt es noch eine zweite Version mit der Melodie aus einer Mischung von „Auf geht’s Deutschland schießt ein Tor“ und „Yellow Submarine“:

„Auf geht’s, nehmt uns mit nach Chile,
mit nach Chile, mit nach Chi – l – e!“

Ja, natürlich ist das alles andere als eine musikalische Meisterleistung, doch darum geht es ja auch nicht. Die Kapitäne lachen oder grinsen zumindest, wir kommen ins Gespräch, und sie vermitteln uns weitere Kontakte. Wem



wir singend und lärmend begegnen, der wirkt gleich viel aufgeschlossener. Und in der Tat haben wir bisher niemanden sonst entdeckt, der auch solch einen Quatsch zum Besten gibt. So werden wir schnell im Hafen als die beiden singenden Deutschen bekannt – vielleicht auch, weil wir mit 18 Jahren die jüngsten Tramper im Hafen sind.

„Unseren“ neuen Kapitän haben wir bisher dennoch nicht gefunden. Wir überlegen noch mal genau, warum Segler überhaupt andere Menschen mitnehmen sollten. Es gibt verschiedene Gründe, doch die häufigsten sind folgende: Zur tatkräftigen Unterstützung beim Segeln (Segel hissen, reinholen, etc.). Zur Unterhaltung, damit sie bei der wochenlangen Überfahrt nicht vor Langeweile sterben müssen, da sie sonst allein oder nur zu zweit segeln würden. Für alltägliche Notwendigkeiten wie Kochen, Spülen, Nachtwache, etc.

Und genau da kommen wir ins Spiel. Viele denken, sie bräuchten einen Segelschein und zig Seemeilen Erfahrung, um überhaupt mitgenommen zu werden. Das mag auch bei dem einen oder anderen Kapitän, gefühlt insbesondere bei deutschen Seglern, zutreffen, die Mehrheit jedoch nimmt dich auch ohne große Segelerfahrung mit. Denn für Punkt 2. und 3. braucht man gar keine. Und genau da wollen wir ansetzen. Kochen liebe ich. Und Spülen ist doch auch super, danach hat man nämlich endlich wieder saubere Hände. Und Nachtwache – ja, das machen wir doch auch sehr gerne, denn nachts ist es auf dem Meer ganz besonders schön. Und Segel hissen, Segel reinholen, das kriegen wir auch hin. Wir sind ja auch gewillt, dazuzulernen.

Um unsere Chancen zu erhöhen, drucken wir, neben unserem ständigen Lustig-blöd-durch-den-Hafen-Wandern und Kontakteknüpfen, ein paar Flyer aus. Auf dem Flyer stehen ein paar Stichworte über uns, unsere Leidenschaften, Fähigkeiten und wie man uns kontaktiert. Diese DIN-A5-Flyer sollen uns „schmackhaft“ machen. So ist es gar nicht nötig, uns persönlich zu treffen, und dennoch weiß man, dass wir gerne Kinder betreuen, dass Anna Klavier spielt und ich Fotograf bin, welche Sprachen wir sprechen und dass wir 18-jährige Deutsche sind, die mal eben Richtung Chile wollen. Im Hintergrund sieht man ein Foto von uns, wie wir singend im Hafen unterwegs sind. Also: hochaktuell! Fertig ist der Selbstbewerbeflyer. Ja, es ist durchaus eine gute Möglichkeit, ein Boot zu finden, und das wollen auch wir nicht außer Acht lassen. Auch wenn wir uns nicht nur darauf beschränken wollen, so wie es anscheinend andere tun, die mal eben ein paar Zettel ver-

teilen und dann warten. Nee, nee, das ist uns definitiv zu passiv. Es sind schon fast alle guten Stellen an Wänden, Fassaden, schwarzen Brettern und Regalen voll von irgendwelchen Flyern, doch irgendwie bekommen wir unseren auch noch irgendwo unter.

Neben diversen Bootssuche-Anzeigen, werden hierüber auch Reparaturen gesucht, Teile verkauft und, und, und. Es ist also eine sehr beliebte Möglichkeit, im Hafen miteinander zu kommunizieren und den „Richtigen“ für seine Wünsche zu finden.



Wo ist der Haken?

3 Uhr morgens. Tag 3 unserer Bootssuche in Las Palmas. Anna und ich sitzen in der gerade mal 2x3m² kleinen Wäscherei des Hafens auf einer Bank. Hier kann jeder seine Wäsche für ein paar Euro waschen lassen. Neben den Waschmaschinen gibt es dort auch eine Holzbank und ein Regal voller Bücher. Auch in einem der Hafencafés findet sich ein überfülltes Bücherregal. Das sind Tauschregale, und so entdecken wir Bücher in verschiedensten Sprachen.

Nachts haben wir dieses kuschelige Räumchen für uns allein. Und warm ist es auch noch. Viel wichtiger als das: Hier gibt's WLAN und Strom. Diese Kombi wird gerade zwischen den Meeren immer wieder zur Herausforderung. Schon in Spanien habe ich bei einem Landgang ein Kaufhaus aufgesucht und im dritten Stockwerk etwa vier Stunden an einer Steckdose gesessen und das kostenfreie WLAN genutzt, um einen neuen VLOG auf YouTube hochzuladen. Ja, es wird sich immer ein Weg finden, wenn auch manchmal nicht ganz einfach.

Diesmal schreiben wir Segler über das Forum „Crewbay“ an. Das ist eine Plattform ähnlich dem deutschsprachigen Forum „Hand-gegen-Koje“, nur halt etwas internationaler. Wir sind also tagsüber im Hafen auf den Stegen präsent, hängen Flyer an allen verfügbaren Wänden auf, und in manch einem